

— Leipzig. Sonnabend Abend gegen 9 Uhr wurde der hiesige katholische Pfarrer zu einem Kranken gerufen. Er begab sich zuvörderst mit der Frau des Küsters in die katholische Kirche, um die Abendmahlsgesäße zu holen und Beide bemerkten, als sie in die Nähe des Altars gekommen waren, daß dort mancherlei in Unordnung gebracht worden war. Wegen der Dunkelheit war wenig zu sehen, plötzlich aber hörten sie Tritte im Schiff der Kirche und gewahrten einen Mann, der sich eiligst aus der Kirche entfernen wollte. Sie eilten ihm nach und im selbigen Augenblicke kam auch der Küster selbst zum Portal herein, dem der fremde Mensch geradezu in die Arme lief. Der Letztere wurde festgehalten und der Polizei übergeben. Dabei stellte sich heraus, daß der Unbekannte außer zwei Kelchen auch ein Weihgesenk, eine Base mit einer Lilie in getriebenem Silber entwendet und in eine gleichfalls entwendete Decke verpackt hatte. Die Erörterungen ergaben, daß der Dieb ein bereits wegen versuchten Todtschlags und schweren Diebstahls mit zwölf Jahren Zuchthaus bestraffter Handarbeiter aus Stollberg a. S. ist, der erst im letzten Oktober aus dem Zuchthause in Waldheim entlassen worden war. Er machte keinen Hehl daraus, daß er sich in der Kirche hatte einschließen lassen, um den Diebstahl auszuführen und während der Frühmesse sodann mit seinem Raube zu entkommen.

— Riesa. Ein Fall, der wohl höchst selten vorkommen dürfte, hat sich hier ereignet. Ein hiesiger Bürger und Geschäftsmann hatte vor kurzer Zeit in Chemnitz eine Erbschaft im Betrage von 1000 Mark erhoben und diese Summe in einem Tausendmarkschein ausgezahlt erhalten. Unvorsichtiger Weise hatte derselbe die Note in das Portemonnaie gesteckt und dieses auf der Rückfahrt höchstwahrscheinlich gleichzeitig mit dem Fahrbiß aus der Tasche herausgerissen. Kurz vor der Station Ostrau wurde der Verlust erst bemerkt. Unterdessen hatten bereits mehrere ihm unbekannt Passagiere das Coupé verlassen und das Portemonnaie sammt Inhalt war und blieb verschwunden. Der Verlustträger erstattete sofort Anzeige bei der Polizei und jedenfalls nur dem Umstande, daß ihm die Nummer des Scheines bekannt gewesen war und dieselbe in den öffentlichen Blättern mit bekannt gemacht wurde, hatte er es zu danken, daß er wieder zu seinem Eigenthum gekommen. Derselbe erhielt nämlich vor einigen Tagen den Tausendmarkschein anonym zugesandt, während er freilich den Verlust des Portemonnaies und seines übrigen Inhalts an ca. 15 Mark zu verschmerzen hat. Jedenfalls hat der unehrliche Finder es nicht gewagt, den Tausendmarkschein zu wechseln, aus Furcht, die verhängnisvolle Nummer könnte zu seiner Entdeckung und Bestrafung führen.

— Aus d. Vogtlande. Hier erregen mit Recht Sticker Aufsehen, welche auf der durch Stöckel u. Berger erfundenen neuen Sticker (einer Art Schiffchen-) Maschine hergestellt sind. Sie beweisen, daß das Problem, Hohnnast mittelst der Schiffchenmaschine herzustellen, in vollkommenster Weise gelöst ist. Die Urtheile angesehener Fachleute sind durchweg günstig ausgefallen. Der Gang der Maschine ist fast geräuschlos, die Arbeitsmenge eine ganz ansehnliche, die Güte der Arbeit in die Augen fallend, der Preis, weil die Maschine sehr einfach, ein nicht zu hoher. Da sie auch mit der Hand betrieben werden kann, wird sie auch Eingang in den Räumen kleinerer Industrieller finden. Zur Aufstellung gelangt die Normalmaschine in 4—5 Wochen und dürfte bis dahin auch das Patent eingegangen sein.

### Eine historische Erinnerung.

Wie Paris bei der Kapitulation seine Fahnen rettete, erzählt Graf Herisson in seinem jüngst erschienenen Buche folgendermaßen, und zwar wird die Wahrheit seiner Erzählung durch ein Schreiben des Generals Schmitz an den General Trochu bestätigt. (Graf Herisson war Adjutant Trochus. Seine Erzählungsweise trägt im Allgemeinen den Stempel der Wahrheit. Ob auch das Folgende wahr ist, soll damit nicht entschieden werden.) Nachdem der Vertrag über die Kapitulation vollständig war, wurde Herisson beauftragt, dieses nunmehr rechtskräftig gewordene Attest nach Versailles Herrn v. Bismarck zu bringen, und er trat sogleich seine Reise an. Lassen wir ihn nun selbst erzählen: Während ich nun nach Versailles fuhr, kam mir ein Gedanke. Ich wollte eine kleine Zusatzverhandlung unternehmen auf meine eigene Rechnung und Gefahr. Was konnte ich riskiren? Niemals würde Herr v. Bismarck mir die Stützen zutrauen, meine Vorschläge auf eigene Verantwortung zu machen, ohne von meiner Regierung dazu beauftragt zu sein. Wenn meine patriotische Kriegeslist entdeckt wird, so werde ich mich von meiner Regierung verleugnen, tadeln, bestrafen lassen. Das Alles kommt nicht in Betracht gegen den Wunsch, dem Vaterlande zu dienen, und den Ruhm, ihm nützlich zu sein. (Herisson ist inzwischen bei Bismarck eingeführt worden.) „Ich erwartete Sie,“ sagte Herr v. Bismarck. „Ich hoffe, daß Alles beendigt ist und daß Sie mir den vollzogenen Vertrag bringen.“ — Ich bringe ihn in der That, aber ich darf ihn, um Zeitverlust und unnütze Reisen zu vermeiden,

nicht eher übergeben, als bis Ew. Excellenz einigen leichten Aenderungen zugestimmt haben werden. Sollten Ew. Excellenz das nicht thun, so habe ich die Befehle, die Ankunft von Herrn Favre zu erwarten. Der Kanzler zeigte eine ärgerliche Ueberraschung. Was giebt es denn noch! rief er, Alles war doch geordnet. Will denn Julius Favre durchaus seine Hauptstadt verhungern lassen und der Welt dann sagen, daß wir daran Schuld seien? Welche Aenderungen will er denn haben? — Hier sind sie: 1) Die Regierung wünscht, daß die Kanonen auf den Wällen nicht in die Festungsgräben geworfen, sondern nur demontirt und hinter den Wällen aufgestellt werden; 2) daß die Umschließungslinie nach dem ersten, von französischer Seite gemachten Vorschlage gezogen werde; 3) daß die Armee von Paris — und das ist eine unabänderliche Bedingung — ihre Fahnen behalte. — Hier hielt ich inne, erschrocken vor meiner eigenen Kühnheit. Herr v. Bismarck brach in hellen Zorn aus: „Aber wollen diese Herren denn nicht begreifen, daß mir diese Bedingungen vom Generalstabe auferlegt worden sind, daß ich persönlich da gar nichts machen kann und daß unsere Offiziere mir immer vorhalten, daß die Diplomaten die Siege der Soldaten verderben?“ Heftig ging er in der Stube auf und ab. „Warten Sie,“ sagte er endlich, „ich will mit dem Kaiser sprechen.“ Zwei Stunden lang war Herr v. Bismarck abwesend und anstundt verließ die Zeit dem französischen Offizier. Endlich lehrte er zurück und erklärte, daß der Kaiser trotz des Widerstandes des Marschalls Molte in die gestellten Bedingungen gewilligt habe. „Sie werden,“ so habe der Kaiser gesagt, „dem französischen Gesandten zu wissen thun, daß wir genug Trophäen unserer Siege und der französischen Armee entrissene Fahnen besitzen, um auf die Fahnen von Paris verzichten zu können.“ Als Herisson mit diesem Erfolge nach Paris zurückkehrte, fiel man dort aus den Wolken und General Schmitz, dem er zuerst die Mittheilung machte, umarmte ihn in tiefer Bewegung. So wurden, nach Herisson, die Fahnen der französischen Armee von Paris gerettet.

### Drei Zeiten des Handwerks.

Eine Betrachtung für aufmerksame Leser von Hugo v. Ritberg. III. 1935.

Es ist Sonntag, der Tag der Ruhe. Die Arbeit ist am Sonnabend beendet; die Gehülfen haben ihren Lohn empfangen und sind auf der atmosphärischen Bahn zu der nur zwanzig Meilen entfernt liegenden Gebirgsstadt gefahren, um dort den Tag im Anschauen der allwaltenden Mutter Natur zuzubringen. Die Werkstatt des Tischlers Müller liegt still; die Werkzeuge, mit denen man sonst das dunkelschwarze Ebenholz mit Leichtigkeit behandelt, hängen blickblank am Nagel. Der Meister Müller ist noch einmal eingetreten und wirft einen zufriedenen Blick um sich. Da pocht es.

„Herein!“ ruft der Meister. Ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren tritt herein. „Ich komme, um nachzufragen, ob Sie mich nicht als Lehrling annehmen wollen“, sagt er und läßt seine hellen Blicke umherschwärmen: „ich bin der Sohn des Geheimen Rathes Guldreich, habe die Schule hinter mich und hier sind die Einwilligung meines Vaters, das Zeugniß meiner Lehrer und einige Zeichnungen.“

Müller nimmt die Dokumente und prüft sie; dann läßt er seinen Blick über den Inhalt der Mappe schweifen, welche der Knabe vor ihm auf die stählerne Hobelbank gelegt hat.

„Das sind fleißige Arbeiten, welche die neue elektrische Maschine recht deutlich darstellen. Haben Sie denn auch begriffen, was Sie gezeichnet haben?“ sagte er.

„Gewiß, Herr Meister,“ lautete die Antwort. „Die Maschine ist darauf berechnet, die Bearbeitung des zu drehenden Mahagoniholzes zu erleichtern, ohne die Vorarbeiten der Auslegungen zu verletzen. Diese Kurbel dient dazu, die Schnitzereien zu führen, damit das durchbrochene Gewinde nicht verletzt werden kann; gleichzeitig können die verschiedenen Spribigkeiten des Stahls, Eisenbeins und der Punktur —“

„Genug, genug, — ich sehe schon, daß Ihre Lehrer Ihnen das deutlich gemacht haben. Die Wissenschaft ist lebendig geworden und arbeitet und zuvor. Das ist schön. Sie dürfen aber nicht glauben, daß Sie dadurch schon im Stande sind, sich der Maschinen zu bedienen.“

„Gewiß nicht. Deshalb bin ich ja auch mit meines Vaters Zustimmung hergekommen, um die zum Handwerk nöthige Geschicklichkeit zu erwerben. An Fleiß soll es nicht fehlen. Ich sehne mich, ein geschickter Handwerker zu werden.“

„Wenn das Ihr reiblicher Vorsatz ist, wird es Ihnen glücken, und Sie können in zehn Jahren selbstständig sein.“

„Mein Vater ist nicht ohne Vermögen und seine Verbindungen —“

„Halt Knabe!“ unterbrach ihn der Tischler. „Sie haben als ein tüchtiger Handwerker nicht mehr nöthig, Vermögen oder Verbindungen zu besitzen. Unsere Associationen sichern für gute Arbeit einen guten Preis, um davon zu bestehen und auch etwas hinter sich zu bringen, daß man nicht hilflos bedürftig dasteht,

wenn das Alter die Körper- und Geisteskräfte schwächt. Früher, vor fünfzig Jahren, war es freilich anders. Sie können sich das von den Alten erzählen lassen. Damals glaubten die jungen Leute, wenn sie aus guter Familie, wie man damals sagte, waren, daß es unter ihrer Würde sei, Handwerker zu werden.“

„Ich habe davon gehört; mein Vater äußerte oft, es hätten damals wunderbare Vorurtheile geherrscht. Wahrscheinlich kam es daher, weil die Bildung nicht allgemein war.“

Das Wesen und die Ausdrucksweise des Knaben besagten dem Meister so, daß er ihm versprach, ihn als Lehrling anzunehmen. Dieser entfernte sich mit strahlendem Gesicht, während sich Müller in den Kreis seiner Familie begab, um das Frühstück zu sich zu nehmen. —

Bald darauf trat in den mit anmuthigem modernen Comfort ausgestatteten Familiensalon eine greise Dame von hohem Wuchs und noch aufrechter Haltung, obgleich die weißen Locken und die Falten des milden Antlitzes mit dieser Rüstigkeit nicht harmonirten.

„Ach, — Tante Luise!“ riefen die Kinder und sprangen ihr entgegen. Sie begrüßte sie sanft und freundlich.

Ihr folgte ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, ihr Enkel, ein bedeutendes malerisches Talent, dessen Bild „Kaiser Weißbart auf dem Schlachtfelde von Sedan“ auf der letzten Kunstausstellung viel Aufsehen gemacht hatte.

„Wir denken heute bei Euch den Sonntag zu verleben, wenn Ihr Euch nichts Anderes vorgenommen habt,“ sagte die alte Dame. „Bei mir ist Alles ausgeflogen. Alfreds Vater, mein lieber Sohn Theodor ist zu dem Geheimen Rath Guldreich geladen.“

„Guldreich, — Tantchen!“ — fiel Müller ein: „dann ist wohl Vetter Theodor die Ursache, daß Karl Guldreich bei mir war, um Tischler zu werden.“

„Nein, lieber Kesse,“ antwortete Tante Luise; dann fügte sie hinzu: „der Sohn eines Geheimen Rathes wird Handwerker! Wahrlich, so etwas hätte man sich vor 50 Jahren nicht träumen lassen! Wie die Zeiten sich geändert haben! In meiner Jugend hielt man das in Europa für unmöglich! Damals wohnte Dein Großvater in einem Keller und mehr als einmal sind wir nur halb gesättigt zu Bett gegangen. Damals galt das ausbeutende Kapital Alles und wir waren froh, wenn wir Morgens und Abends eine Tasse Kaffee trinken konnten. Dabei war mein Vater ein geschickter Tischler, aber arm, weil der Zwischenhandel, die Ausbeutung, Alles beherrschte.“

„Und doch verhinderte Deine Armuth nicht, daß Du einen berühmten Professor der Mathematik heirathetest,“ meinte die älteste Tochter des Meisters, Gertrud.

„Der Zufall hatte da sein Spiel. Soll ich Dir die Geschichte erzählen?“

„Bitte, Tante Luise,“ versetzte Gertrud: „ach, das ist eine Liebesgeschichte aus alten Zeiten; — die hör' ich stets gern.“

„Ja, ja, — die Menschen bleiben sich gleich, wenn sich auch die Zeiten verändern; aber halt — das ist doch nichts für Dich — Du bist ja noch ein Kind!“

„Ein Kind von achtzehn Jahren! — Alfred, was sagst Du zur Großmama? Wie alt warst Du denn, Tante Luise, als Du Deinen späteren Gemahl, den Onkel Ferdinand — Gott habe den alten Herrn selig! — kennen lerntest?“

„Ach? Nun ja! Was die Kinder gescheit werden! Zuerst muß ich jedoch etwas genießen. Müd' einmal zusammen und laßt die alte Tante an den Tisch. So, so — nachher erzähle ich Euch auch meine Geschichte und von den bösen, vergangenen Zeiten des Jahres 1883.“

### Bermischte Nachrichten.

— Deutsche Regier in Berlin. Eine Regergesandtschaft aus deutschem Gebiet in Afrika sah Berlin schon vor zweihundert Jahren, anno 1684. Benjamin Raulé, der im Einverständnis mit dem großen Kurfürsten eine Expedition nach Guinea unter brandenburgischer Flagge ausgerüstet hatte, schloß 1681 mit afrikanischen Häuptlingen an der Goldküste einen Vertrag, wonach sie den Kurfürsten von Brandenburg als Oberherrn anerkannten und ihm ein Stück Landes nahe dem Cap Tres Puntas zur Anlage der Festung Groß-Friedrichsburg abtraten. Im Jahre 1682 bildete sich die afrikanische Handelsgesellschaft, an welcher der Kurfürst mit Actien theilhaftig war, obwohl auch weniger menschenfreundliche Geschäfte von der Compagnie in Aussicht genommen wurden. 1683 legte der Major Otto Friedrich von der Gröben die erwähnte Festung an, aus deren Trümmern im vorigen Jahre noch ein brandenburgisches Geschütz wieder in die Ruhmeshalle zu Berlin gebracht worden ist. 1684 erschien auf Gröben's Betreiben eine Regergesandtschaft mit einem afrikanischen Häuptling an der Spitze zur Huldbigung in Berlin, nachdem wenige Jahre vorher erst eine Gesandtschaft des Tarentehans Murad Kierei dort gewesen. Gröben brachte bei seiner Rückkehr eine schwarze Gattin an den Berliner Hof, die ursprünglich Lisa hieß, in der Taufe aber den Namen Maria erhielt. Die Holländer traten gegen jene Erwerbungen sehr bald feindselig

auf; der Nieberlaß die Festung der Heim helm I. sifung u — C lin im E gust sind von dem Bischof z des Prop gethan w ses Mor gen, Mit bayrisch habe ein Strei er ihn in d worauf b brannt n der That lin und damals e meinde n Glockeng öffentlic melung i in gewis Berfahr mit den sich eine her nicht schaft der den Jörn Papstes in Wign große S halten, d Städten lich kam Bischof z folgenden für des r Kirche er die Stelle auf ein d daß der des ander messe (al Tage da Berlin u 4. der B betreffend ihm daß 16,312 1/2 das ist ar res 1335 wieder öf gehalten i durch in den zu se sten kirch folgten. — 9 Jahre — B Strafe m mente der leicht erre strafen m wecktes R eine schw sei man f sie richt niemals n den. Jed beherrschu in den A vergeltung und emp bissenem und unter der Zücht sicht hat, Drohung Glauben Strafe ein größert d Ereignis, Strafe en zur Furd glücklich n gebändigt den Stra Krämpfe, men, ihne ringere U Kind auch ober Wod Man tabl in Gegen achtung w Jörn gew gehen nie